



Geben Einblick ins Leben eines jüdischen Viertels in Glasgow: Barbara Hitziger, Richard Feller, Fee Lara Traut und Philip Abmann in „Bread and Butter“.

Foto: Schultz

Es gibt nichts zu tun

PREMIERE Das Publikum findet weitaus mehr Gefallen an „Bread and Butter“ als der Theaterkritiker

Von Heiner Schultz

GIESSEN. „Bread and Butter“ heißt die neue Produktion des amerikanischen „Keller Theatre“. In der Inszenierung von Rosemary Bock wurde Cecil Philip Taylors Stück zu einem intensiven, differenzierten und dennoch zwiespältigen Erlebnis. Die Premierenbesucher applaudierten heftig – ein Verdienst der Darsteller. Richard Feller (Morris), Philip Abmann (Alec), Fee Lara Traut (Miriam) und Barbara Hitziger (Sharon) sorgten von Beginn an für eine rundlaufende, sprachlich klare Vorstellung. Die Geschichte der lebenslangen Freundschaft zweier Männer in den Dreißigern und den Wirren und Nöten der Kriegszeit spielt im jüdischen Viertel von Glasgow. Richard Feller, sprachgewandt und bühnenreif,

übernimmt nicht nur formal die Hauptrolle. Seine kraftvolle Präsenz sowie natürliche Eloquenz und Expressivität lassen das Stück jedes Mal beschleunigen, wenn er auftritt. Sehr routiniert agiert Philip Abmann als sein Freund Alec, stets etwas zerquält wirkend. Er und seine Frau Miriam (ausdrucksvoll und überzeugend: Fee Lara Traut) arbeiten in der Fabrik von Morris' Vater und suchen gerade eine billige Wohnung. Morris, ein gebildeter, witziger, schwärmerischer Kommunist, träumt vom Leben als Gewerkschafter, will gegen seinen Vater rebellieren und seinen Onkel, den Rabbi. Ansonsten mag er das gute Leben und lebt ereignislos mit seiner unauffälligen Frau Sharon (mit diskreter Präzision: Barbara Hitziger) zusammen.

Das Stück begleitet diese Gruppe von

den Dreißigern bis Ende der Fünfziger, wobei am meisten auffällt, dass sich Alec und seine Frau nach ein paar Jahren nur noch Mommy und Daddy nennen.

Unbeirrbar optimistisch

Sie leben ganz solide, während Morris unbeirrbar optimistisch von einem Traum zum nächsten wandert. Auffallend ist die hohe darstellerische Dichte und natürliche Choreografie der Produktion, Bocks routinierte Regie und die bemerkenswerte Konzentration des Ensembles verhindern insofern jede Langeweile.

Abgesehen von einem immer wieder mit witzigen Details gewürzten Einblick ins jüdische Leben der Zeit, bietet

das ereignisarme Stück jedoch kaum Anlass zur Freude für den Betrachter. Die Figur des Morris schwebt über allem, während die Freundschaft der Männer kaum Gestalt annimmt und der Rest der Beteiligten sich in Alltäglichkeiten verliert und vor allem, kaum lebendige Gestalt annimmt – es gibt auch nichts für sie zu tun. So wird denn vor allem erzählt und trotz der soliden Handwerklichkeit bleibt's letzten Endes beim Sprechtheater. Das liegt am Autor, der zwar durchaus verschiedene Impressionen nicht nur aus dem jüdischen Leben der Zeit präsentiert, sie aber mit menschlichen Details und Aktionen nur unzulänglich auffrischt: Es passiert nicht viel. Das Premierenpublikum war mit dem Gebotenen allerdings sehr zufrieden und applaudierte kräftig.